

Zeitschrift: Adelbodmer Heimatbrief
Herausgeber: Stiftung Dorfarchiv Adelboden
Band: 80 (2019)

Artikel: Wie Adelboden reformiert wurde
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1062686>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie Adelboden reformiert wurde

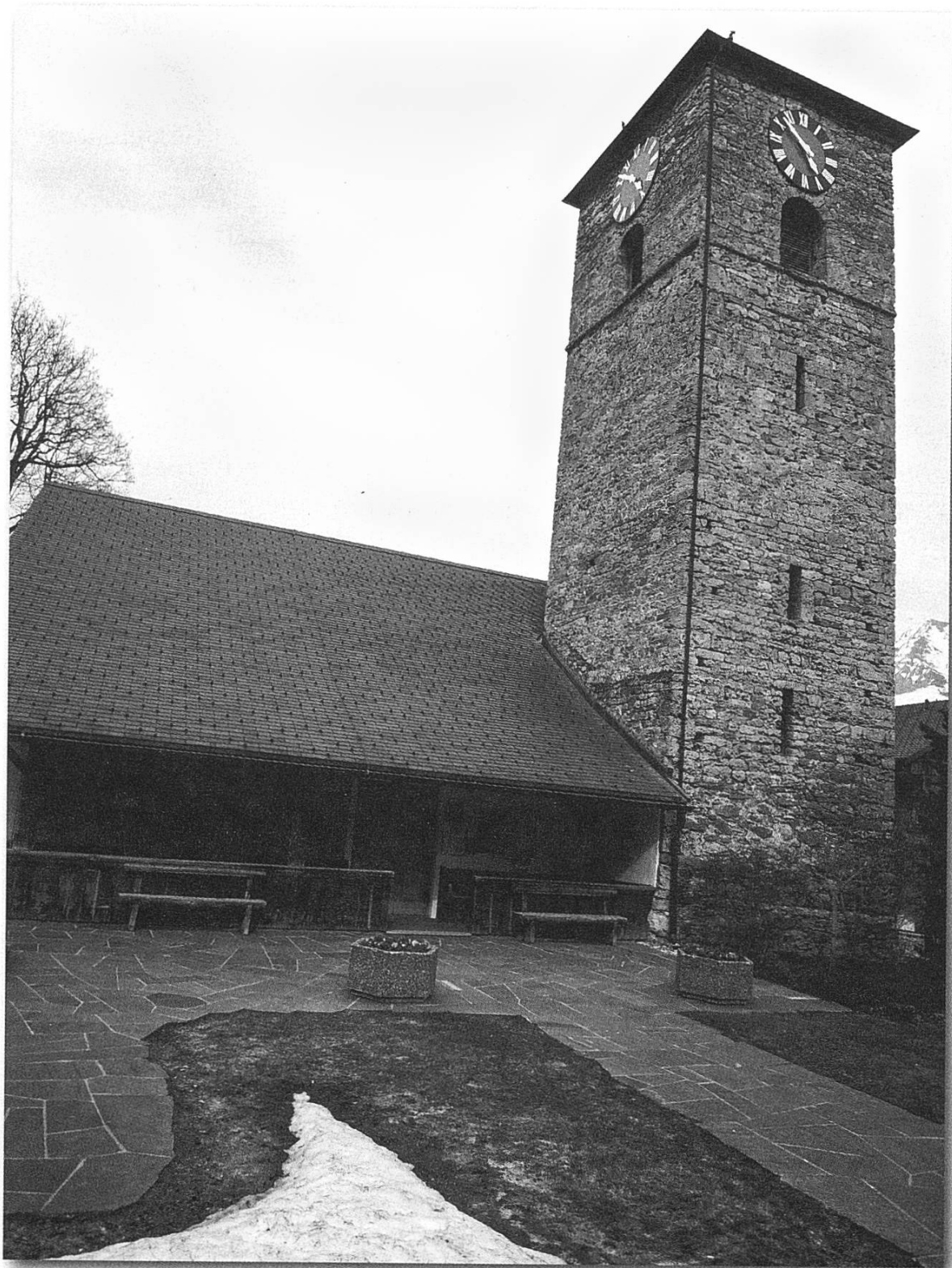
Ein halbes Jahrtausend ist es her, dass in Zürich die kirchliche Erneuerung begann. Zahlreiche Publikationen zum Reformations-Jubiläum und der Kinofilm «Zwingli» führten uns im laufenden Jahr die dramatischen Ereignisse jener Zeit vor Augen. Interessant also, zu vernehmen, wie sich die Reformation in unserem Tal abgespielt hat. Dazu veröffentlichte ein nicht näher identifizierter Autor am 17. November 1923 in einer Beilage zur «Neuen Berner Zeitung» einen Artikel, den wir hier wiedergeben.

Es war am 23. Februar des Jahres 1528. Nach einer stürmischen Hornerwoche, da es geschneit und geföhnt und grosse Wächten zusammengetragen, brach ein glanzvoller Wintersonntag an. Das Tal lag da im weissen Kleid wie ein Kind, das zur Taufe gebracht wird. Über dem Lonner und Strubel flammten wie Feuergarben gewaltige Schneewirbel empor. Auf der Sonnseite dagegen goss die Sonne Göld über die blendenden Gipfel von Gsür und Albrist und Schwandfeld, weiter und weiter hinunter bis zum Landwasser, das im vereisten Bette dahingluckste. Ein Licht lag ausgebreitet, das einem bis ins Innerste zu durchdringen schien und selig erschauern machte. Aus den halb offenen Stalltüren dampfte es wohligh warm, und aus den Hütten stiegen blaue Räuchlein und verloren sich in der Höhe. Durch tief ausgetretene Pfade strömten die Leute der Kirche zu. Die Sonnenuhr warf mit ihrem Stabe einen winterlich langen Schatten aufs weisse Gemäuer. Aus den Schalllöchern des Turmes klang es wie noch heute: «O Christe, König der Ehren, komm zu uns mit Frieden.» Einen scheuen Blick warfen die Leute nach dem Gemälde in der Vorlaube, das einem guten Christen schildert, was die Fürbitte der allein seligmachenden Kirche an den Verdammten im Fegfeuer zu tun vermag. Tief verschneit lagen die Gräber, und an allen vier Ecken des Friedhofs reckte ein hohes hölzernes Kreuz seine Arme. Die vom grellen Lichte geblendeten Augen konnten anfangs im Innern der feuchtkalten Kirche nichts erkennen als ein rundes Chorfenster, das einzig den Raum erhellte. Zum Schutze gegen Kälte und Sturm waren die anderen Fensteröffnungen mit Brettern verschalt oder bloss mit dünnem Tuch überzogen. Über dem Altar des heiligen Antonius strahlten die Kerzen im milden Glanz, über dem Hauptaltar flackerte, bald aufzüngelnd, bald beinahe ersterbend, wie ein rotes, verweintes Auge, das ewige Licht. Auf dem blossen festgestampften Boden kniend, beteten Männer und Frauen, nach jedem Satz abwechselnd, den Rosenkranz, mit hoher Stimme die Weiber, in tiefem Bass antwortend die Männer:

Maria, du Pforte des Himmels	bitt für uns!
Du Morgenstern,	bitt für uns!
Du Heil der Kranken,	bitt für uns!
Du Zuflucht der Sünder,	bitt für uns!
Du Trösterin der Betrübten,	bitt für uns!
Du Helferin der Christen,	bitt für uns!
Du Königin der Engel,	bitt für uns!
Du Königin, ohne Makel der Erbsünde empfangen,	bitt für uns!
Du Königin des heiligen Rosenkranzes,	bitt für uns!

Bis auf den letzten Platz gesteckt voll ist der Raum. Niemand blieb daheim. Wie das Rauschen des Wallisluftes im Hochwald erfüllte das Chorgebet die düsteren Mauern. Ist ein Abschnitt fertig, so beten die Gemeindeältesten, die in den Ständen, welche links und rechts den Wänden entlang angebracht sind, vor, und die Menge fällt ein. Kaum, dass einer denkt, was er betet und doch scheint das «Bitt für uns!» immer flehender, dringender, himmelstürmender zu werden, bis es endlich mit dem letzten Glockenschlag er stirbt. Der Priester, Friedrich Plack, durchschreitet die Reihen und teilt das Weihwasser aus. Er ist begleitet von einem in Samt und Seide gekleideten und mit einer grossen weissen Halskrause gezierten Herrn, offenbar einem aus der Stadt. Dieser nimmt Platz in einem der wenigen Stühle, während der Priester vor dem Hauptaltar die Messe zelebriert und mit dem Benediktus schliesst. Sogleich tritt nun der Ratsbote aus Bern, einer der gnädigen Herren, vor die Versammlung, entfaltet umständlich einen mächtigen Bogen und verliest der erstaunten Gemeinde das Reformationsmandat: «Christus ist das einzige Haupt der Kirche, der einzige Mittler. Messe und Bildverehrung sind gegen Gottes Wort, die Priesterehe dagegen ist erlaubt. Die Klöster und Stifte werden aufgehoben. Zinsen, Zehnten und Bodengülten bleiben bestehen und sind von den Pflichtigen weiterhin zu leisten. Noch Lebende können die Vergabungen an die Kirche zurückziehen. Statt Messe zu lesen hat ein Pfarrer am Sonntag, Montag, Mittwoch und Freitag das Wort Gottes zu verkündigen. Die Gerichtsbarkeit des Bischofs wird in Zukunft durch das Ehegericht der Stadt Bern ausgeübt. – Dies soll die letzte Messe gewesen sein, die in Adelboden gelesen wird. So wie heute nach stürmischen und banger Wintertagen die Sonne wieder herrlich leuchtet, so ist auch über Stadt und Republik Bern heute das Licht des Evangeliums aufgegangen. Lange haben wir uns in Bern besonnen, ob und auf welche Weise wir uns der neuen Lehre anschliessen sollen. Reichlich haben wir's erwogen. Nun sind wir durch und werden durchhauen. Ich sehe wohl, wie

viele von Euch düster dreinschauen. Ihr seid missgeleitet. Man will Euch angeben, wir haben's auf Eure Freiheiten abgesehen. Davon ist kein Wort wahr. Frei machen wollen wir Euch von Eurem Bilderdienst, von Euren Abgaben an den Bischof, von eurer Angst vor dem Fegfeuer, die von Euren Pfarrern gefördert werden – damit warf er einen Seitenblick auf Plack – um Euch schlaue die sauer verdienten Batzen aus der Tasche zu locken. Liebe Landleute, gehet heim und erneuert Euch! Macht Euch los, aber bleibt vernünftig dabei. Wir werden ein wachsames Auge haben, das bis hinaus in Euer Bergland reicht. Euer Statthalter ist uns verpflichtet durch seinen Eid. Er wird ihn halten. Wir zählen auf ihn.» – Nachdem auch dieser die Kirchgänger in gleichem Sinn wie der Ratsherr ermahnt hatte, zerstreuten sie sich langsam. Wir kennen nicht alle Gespräche, die daheim wohl gehalten wurden, wissen aber, dass weitaus der grösste Teil der Adelbodmer sich weder von der schönen Rede des Ratsherrn aus Bern und noch weniger von den Worten des Statthalters Gwer Aellig stark imponieren liess. Mit ihren Priestern lebten sie ja immer in einem Verhältnis, das wenigstens äusserlich zu keinen Klagen Anlass gab, und diese führten ein Leben, an dem sie nichts auszusetzen hatten. Durch Gewohnheit und Neigung waren sie dem alten Glauben blindlings ergeben, konnten sich einen Sonntag ohne die Messe kaum vorstellen, sie glaubten fest an die Verdienste der Heiligen, aus deren Vorrat die Kirche viel auszuteilen hatte, kurz, sie konnten die Neuerung nicht begreifen, da es einem beim Alten gar nicht so übel erging. Vor achtzig Jahren – der Grossvater hatte es von seinem Grossvater her noch vernommen – hatten sie unter fast unerschwinglichen Opfern die Kirche gebaut, sich losgekauft und als eigene Gemeinde gefestigt und waren infolgedessen verschuldet und beinahe die ganze rechte innere Talseite verpfändet und sollten nun möglicherweise diese Errungenschaften – und wer weiss was noch alles dazu – fahren lassen, wohl auch ihre Landesfreiheiten, um die sie so benieden wurden. Ja, vor fünf Jahren hatte man von Einführung des neuen Glaubens und Abschaffung aller Schulden, Zinsen und Zehnten gesprochen, da hätte am Ende etwas Greifbares herausgeschaut für die Landleute. Übrigens wollte man im Obersimmental und zu Frutigen auch nichts von der Neuerung, und Venner Sparren hatte sich an der letzten Landsgemeinde deutlich genug dagegen gewehrt. Was herauskomme sehe man an dem jungen Tschachtlan von Frutigen, den ihnen die Herren gegeben hätten und der kaum imstande sei, ein Ross von einer Kuh zu unterscheiden. Endlich stehe Bern und Zürich allein gegen die alte Eidgenossenschaft, und sie hätten nun einmal nicht im Sinn zu gehorchen, komme was wolle, sie wohnen weit ab und bis die Berner



Die Kirche von Adelboden: Während der ersten hundert Jahre nach ihrem Bau war sie ein katholisches Gotteshaus.

hier seien, habe man immer noch Zeit, sich zu besinnen. So ungefähr mag es um die Stimmung in Adelboden ausgesehen haben, obschon es gewiss auch Freunde des neuen Glaubens gab, wie z. B. den schon erwähnten Gwer Aellig, Statthalter, der wahrscheinlich mit dem Leben und Treiben seiner Zeit in nachhaltigere Berührung gekommen war als die meisten seiner Landsleute.

Es ist bekannt, dass allgemein im Oberland der Widerstand des altgläubigen Volks überhand nahm. Die Gotteshausleute von Interlaken bemächtigten sich des Klosters. Die Unterwaldner wiegelten die Oberhasler auf. Der Abt Barnabas von Engelberg zelebrierte in Brienz die Messe. Die Frutiger jagten ihrem neu aufgezogenen Pfarrer Johannes Haller einen solchen «Klupf in den Busen, dass er an solchem Orte nicht länger verbleiben wollte», und wir müssen annehmen, auch dem in Adelboden, Johann Rudolf Zäy, habe man das Leben während den Oktoberunruhen verbittert, denn schon am 12. November 1528 beordert der Rat Herrn Roland hinauf. Den letzten katholischen Priester hatte man bis an den Marchbach geleitet, wo er vom Pfaffenstein herunter noch einmal zu seinen getreuen Adelbodmern sprach.

Die Regierung musste Friedens und Ruhe halber neben den reformierten Pfarrern vorläufig auch die katholischen noch amten lassen. Nach Frutigen kam einer von Unterwalden. Den für Venner Sparren eingesetzten Zürcher stellte der Rat im Amt ein, da er fortwährend wegen seiner Gesinnung bedroht wurde, verehrte ihm jedoch als Schmerzensgeld ein Fenster. Ratsboten aus Bern versuchten im Oktober die hoch erregten Gemüter zu beschwichtigen. In Adelboden zählte man auf die der Reformation feindlichen Mitglieder in der Regierung und glaubte fest an die Wiederherstellung der alten Zustände. In einem Schreiben versichert Bern die Ergebenen, alles zu tun, damit sie «by recht und vor gewalt geschirmt und vom göttlichen wort nit trengt werdind». An Stelle des jugendlichen und den Landleuten verhassten Kastlans, dem sie Vieh geraubt und den Knecht misshandelt, wurde der behutsame Sulpitius Archer gesetzt. Doch sprach Bern am 29. Oktober ganz energisch mit Frutigen, weil die Neugesinnten sich dort unsicher fühlten.

Nach der unblutigen Unterwerfung der Oberländer und der Strafrede des bernischen Schultheissen in Interlaken (4. November), wobei das Banner Gilg Sparro, dem Sohn des unruhigen Venner Sparros, abgenommen und dem gehorsamen Hans Rytter übergeben wurde, bestimmte ein nach Frutigen eingesetztes Gericht die Strafen für die obe-

re Talschaft. Frutigen und Adelboden mussten 819 Pfunde zahlen, wovon 220 Pfunde den Aufständischen persönlich auferlegt und der Rest aus dem Erlös der nun ausser Gebrauch gekommenen Kleinodien der beiden Kirchen bestritten wurde. Durch die bernischen Ratsmanuale erfahren wir, dass die Adelbodmer damals keineswegs alle zu den gefügigsten Untertanen gehörten. Besonders zeichnete sich Hans zum Ker durch Widersetzlichkeit und Schmähreden aus; so soll er z. B. gewünscht haben: «Ich welt, das die Kayserschen har in kemind ins land und ein stat von Bern schleiffte, und (wenn) es mich all min gutt kostet.» Daneben hatte er noch einen Diebstahl auf dem Gewissen, vielleicht herrührend vom Überfall des Schlosses oder Pfarrhauses Frutigen, für den er Genugtuung anerbote, die auch angenommen wurde. Seine Frevelrede aber durfte nicht ungestraft bleiben. Sie wird auf einen Zettel aufgeschrieben und dieser an sein Haupt geheftet. An einem Gerichtstag stellt man ihn im Halseisen öffentlich zur Schau. Er darf «zu keinen eeren, kundschaften, noch anderen erlichen sachen gebraucht werden, dheim gwer noch waffen, damit er jemanden beleidigen möcht, tragen, dann allein ein abbrochen brotmesser. Zu dem allem soll er ein verschriben versigleturfech über sich selbs geben, darinne er sich siins misshandels bekennen soll, und der gnaden, so ihm bewysen sind und wo er hinfür in der oder andern gestalten wider uns handelte, redte oder täte, darff alldann ab im als einem verwürkten man ane alle gnad gericht und von läben zum tod mit recht sölle gebracht werden.» Trotz dieser schweren Strafen fühlten sich Landsflüchtige in unserer Gegend immer noch verhältnismässig sicher, denn der Tschachtlan erhält mehrmals Weisung, auf solche acht zu geben. Über die Einkommensverhältnisse des Pfarrers muss um diese Zeit (September 1529) wahrscheinlich ein Abkommen getroffen worden sein, dessen Inhalt wir heute nicht mehr kennen. Im Herbst dieses Jahres verursachte eine pestähnliche Krankheit, «englischer Schweiss» geheissen, grosse Verheerungen unter dem Volk. Die Krankheit begann «mit einem schuder oder grusel der hut und zittrung des herzens ..., etlichen kumpt hauptwe, und werden an allen glidern erschlagen, etlichen ein wyss plater uf der zungen. Die soll man mit einem lassisen öffnen, und dann mit blywyss und essich ein müsslin machen und darüber strichen mit einem fäderlin. Sobald der mensch des innen wird, soll er sich von stund an zu beth niderlegen, in kleydern, das haupt on das antlit wol mit deckinen on beltzlin bedecken, besonders die füss ..., und also sich warm halten und gar kein luft zu ihm lassen. Ouch gar kein arzny nemen, sondern also vier und zweyntzig stund an essen und trinken ungeschlafen in schweyss liegen. Ob aber

einer je untruncken nit möchte sin (es vor Durst nicht ausstehen möchte), soll im underwylen ein löffel voll zimmetwasser geben werden.» Auch unser Bergland bleib nicht verschont. Als papistischen (= katholischen) Gebrauch hatte die Regierung – allerdings nur kurze Zeit – das Totengeläute verboten, weil sich daran allerlei Aberglaube knüpfte, wie ja noch heute. Indessen verabredeten etliche Bauern, für den Fall dass sie stürben, einander zu läuten, nämlich Hans Schwitzer, Gwer Zürcher, Jackly Ellig und Hans zum Kehr und «ander, wo man gnaw suchte» (wenn man einlässlicher nachgeforscht hätte). Als Gwer Zürcher starb und begraben wurde, läuteten Anthoni Schwartz, Steffen Spar, Kony zu Ker, Jörgen zum Ker sun, das verabredete Zeichen «mit allen gloggen» (wir schliessen daraus, dass schon damals mehr als eine im Turm hing). Als sie der Pfarrer zur Rede stellte, entgegneten sie ihm, «sy hoffind ein zeichen den abestorbenen zu lüten sy nit übel verfelt». Er hatte aber in der nächsten Freitagspredigt Gelegenheit, nochmals die katholischen Gebräuche als unnützen Gottesdienst und vergebene Totenwerke zu brandmarken, und seinem Bericht nach muss er dies sehr gründlich getan haben. In seinem Eifer liess er sich zu den Worten hinreissen: «Wellicher lose, annäme und beschirme menschentand und ler, und aber nit höre die stimm sins hirten, sonder ein frömden, der syg abtrüllig an sinem gespons und gemachel Christo und hiemit kein frommer christ. Wyter inen fürgehalten, wannen komme weltlicher gewalt und was der sye, wie man dem söll gehorsamen, mit vil gschrift ... angezogen ... Ouch inen vor eroffnet iren eyd ..., den sy getan heygind zu gott minen grädigen herren... (am 4. November 1528 in Goldswil bei Interlaken) und sich hiemit gehorsamet und underworfen den zechen schlussreden (der Bernerdisputation vom Januar 1528) und inen vorgelesen die sybend schlussred antreffende alle totendienst und hieby lassen schiessen, es mache eben das ein fromen Berner, der da gehorsam sy siner oberkeit.» Nach vollendeter Predigt bat Roland noch den Statthalter um seine und der Gerichtsgeschworenen Hilfe, die ihm nicht nur zugesagt, sondern auch aufgetragen wurde, am künftigen Sonntag (offenbar vor noch grösserer Zuhörerschaft) dasselbe Thema nochmals im gleichen Sinne zu behandeln. Er tat dies mit der Einleitung: «Lieben frommen underthanen, ich han ein wort mit üch zu reden, und das von des totenlüten wegen, bitt üch, ir wellen nit zürnen, dann so ich red, ist nit von mines nutzes wegen, sonder voruss und ab angesechen die eer gottes, unser aller nutz und frommen. Ich red ouch nit us mir selbs, sonder ein ersame oberkeit, min her statthalter mitsampt den geschworenen, hat mir sämliches bevolhen.» «Da ist Hans zum Ker us der kilchen gangen und etlich im nachgevolgt.»

Spottend rief, in der derben Art seines Zeitalters, was uns nicht verwundern darf, der Geistliche von der Kanzel herab: «welichem der buch wee thügy, der gang nun redlich hinus, damit die gesunden kein bösen tampf ufnement.» Gilg Spar herrschte nun den Pfarrer an, bei der Sache zu bleiben und das Evangelium zu predigen. Er bezweifle, ob etwas vom Läuten im Reformationsmandate stehe. Anthoni Schwartz trat aus seinem «Stand» gegen die Kanzel und bekannte sich als einer derjenigen, der auch verbotenerweise geläutet habe, von denen der Pfarrer spreche, es sei einer kein frommer Christ. Trotzdem er geläutet, halte er sich für ebenso gut als andere. Nun gebot Statthalter Gwer Aellig Ruhe. Wer disputieren wolle, solle dies in Bern vor den gnädigen Herren tun und nicht hier im Gottesdienst. Die Landschaft hätte sich der unruhigen Elemente genug entgelten müssen. Daraufhin konnte der Geistliche endlich weiterfahren. Anthoni Schwartz kam jedoch nach etlichen Tagen zum Statthalter und suchte bei ihm Recht gegen den Pfarrherren. Aellig aber antwortete: «Lieber Anthoni, um semlich sachen, antreffende das heilig gotteswort, fürch ich gar nit, lieber schlan ich dich für min obern (das heisst, er wollte mit dem Handel nichts zu tun haben). Ich möcht dir aber raten, du belüdest dich der sach nit, so ging es dich nüt an. Der herr hat dich doch nit sonders benampset, er hat gerett in die gemein.» Als Schwartz den Pfarrer zum Lügner machen wollte, wurde er vom Statthalter mit Strafe bedroht. Bei diesem Anlass erfahren wir, dass «der alt Berhard, Jörg zum Ker und Gwer Renner» zum Gericht gehörten und Peter Zibeller als Weibel diente, ferner dass die neue Lehre auch dem «Peter Trummer an der egg» nicht in den Kopf wollte und er sich vor dem Pfarrhaus äusserte: «hand dir pfaffen for(her) gelogen, so lügens aber» (= noch heute). Der ärgerliche Auftritt in der Kirche musste der Regierung überschrieben werden. Er zeigt uns, wie zähe man in Adelboden am alten Glauben festhielt und wie urchig seine Männer reden konnten, welche der sentimentale Städter so gerne als unschuldige idyllische Alpenkinder betrachtet. Von dem eifrigen Geistlichen hören wir nichts mehr. Vielleicht blieb er noch bis 1531 im November. Damals weigerte sich die Gemeinde, einen aus Zürich stammenden Pfarrer anzunehmen.

Ebensosehr, wie sich Adelboden hartnäckig gegen die Reformation gewiegert, verschloss es sich lange gegen die Lehren der Wiedertäufer und Pietisten, während es heute zum beliebtesten Tummelplatz religiöser Sonderbestrebungen geworden ist.